

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 239.

Donnerstag, 13. Oktober

1927.

(8. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Peter und Hendrijs fahren zusammen, wie von Nadeln gestoßen; ihre Gesichter werden zu ausdruckslosen Masken. Die Alte scharrt mit dem Stoch; Antja bläst kurze Luft durch vibrierende Rüstern. Rehmerdill merkt den Aufruhr. In der Hemmungslosigkeit des Fiebers, das leise in seinen Ohren singt, steht er auf, steckt die Hände in die Hosentaschen, und sieht immer noch kühl auf die Gruppe hinunter. „Ja — ist denn das etwas Neues für euch? Ihr zerrt mich hier vor euer Tribunal, ihr sitzt zu Gericht über mich, ihr schreibt mir allerhand vor, und ich soll zu allem Ja und Amen sagen... Geiz wirkt ihr mir vor, schlechte Behandlung Antjas... Mevrouw, ich glaube, Sie verkennen Ihre Lage.“

Die Alte sinkt wie geschlagen in ihren Stuhl zurück.

„Das geht weit, mein Lieber“, sagt Peter. Antjas Oberlippe hat sich gelüftet, ihre Zähne sind aufeinandergelehrt, als wollten sie etwas zerknaden. Sie zischt: „Ihr habt es mir ja nicht glauben wollen. So ist er. So sind seine Freunde. Das ist seine Meinung von euch und mir.“

Die Alte öffnet die Augen, die sie geschlossen hat. „Ausreden sind das“, murmelt sie, „für seinen elianten Egoismus, für seine Bequemlichkeit, für seine Verantwortunglosigkeit...“ Sie steht sich hilflos um und schenkt dann dem Doktor wieder einen Blick, in den ein Ausdruck des Bettelns, des Überwundenseins tritt. „Ich weiß ja, er ist kein schlechter Mensch... Er ist nicht geizig; übertrieben sparsam, kommt mir vor... Man hat ihm Dinge in den Kopf gesetzt...“

„Hegermans!“ zischt Antja.

„Dinge hat man ihm suggeriert, sage ich... Ich bin fünfundsiebzig, ich durchschaue die Naturen... Ich will, daß meine Tochter Freude vom Leben hat, ich will Enkelkinder...“ Und ohne sich aufhalten zu lassen, überraschend elastisch, steht sie auf und humpelt ins Haus. Mit einem Entschluß schlägt sie sich gleichsam eine Bresche durch all dies widrig Unverständliche hindurch. Die vier Menschen rühren sich nicht. Als sie wiederkommt, hält sie etwas mit ihrer altersfleckigen Faust umschlossen.

„Hier nimm! — Damit du nicht sagen kannst, daß alles von dir kommt! — Hier hast du den Assistenten! — Das macht dir deine Frau wieder schmachhaft! — Hier hast du Kinder! — Hier hast du Zeit!“ Drei Tausendguldenscheine entblättern sich zwischen ihren halbgeöffneten Fingern.

Rehmerdill weicht zurück und saßt sich an die Stirn. Dies ist mehr als unerwartet, es ist pathetisch. Wollen diese Leute nicht begreifen? Endlich bringt er hervor: „Sehen Sie sich doch, Mevrouw. Es ist nicht das Geld. Sie zwangen mich, ganz offen zu sein. Nun also: ich glaube nicht, daß ich auf die Dauer mit Antja glücklich sein kann. Es ist das Beste, wir trennen uns. — In Güte.“

Das geflüchtete Stichwort ist gefallen. Antja steht auf und geht ins Haus. Drinnen entläßt sich ihr Jammer in langgezogenen Tönen.

„Und was —“ fragt die Alte mit zerborstener Stimme, „hast du ihr vorzuwerfen?“ — Die Geldnoten

flattern langsam unter den Tisch, niemand hebt sie auf. „Nichts“, spricht Rehmerdill. „Und ich übernehme die Folgen für meinen Entschluß.“

Die Alte blickte stumm, wie lauernd, ihre Söhne an. Doch deren Gesichter sind völlig eingefroren. Hendrijs sagt leise: „Nun ist es ja klar, aus welcher Ecke der Wind bläst.“

Rehmerdill geht, ohne sich umzusehen. Er hat die Brücke zertrümmert; und in seinem Rücken, in der süß-dumpfen Atmosphäre dieses Gartens, grübelt das Verhängnis. —

K o o s.

Ladpumps an weißbesetzten Füßen, in makellos gestärktem Leinen gekleidet, entsteigt der zwei Meter hohe Beamte der „Secretarie“, Hegermans, seinem „Fiat“. — Hände in den Hosentaschen, wandelt er ins Haus des Doktors. Daß er nicht als Patient kommt, sieht man ihm an: er setzt dem Klima eine störende Gesundheit entgegen.

So blond ist Hegermans! — Eine weißblonde Haarlappe schimmert über dem roten rasierten Gesicht; blondes Fell trägt er auf den Handrücken und sogar noch auf den Fingern. Seine saphirblauen, verschmigten Augen im langen Gesicht und seine pferdeartig lange Oberlippe machen ihn zum typischen Vertreter eines raustufig-bequemen, vollblütigen Patriziertums. Indem er sich in den krachenden Korbstuhl wirft, bestellt er sich eine Erfrischung beim aufwartenden Mahil, als sei er hier zu Hause.

Rehmerdill ist mit den Vorbereitungen für seinen späteren Gesellschaftsabend fertig geworden und kommt aus dem Hintergrund. Seine Augen blitzen heftig im kalkfarbenen Gesicht. Nicht über Mittelgröße, wirkt er auf den ersten Blick neben seinem hünenhaften Freund fast belanglos. Sieht man aber genauer zu, so erkennt man, daß das Leben seine Züge bedeutend schärfer gezeichnet hat, als die des harmlosen „Pionierpatriziers“. Gleich nämlich das Gesicht Hegermans einer Delfter Landschaft, schlecht und recht, mit friedlichen Windmühlen, so bietet das Rehmerdills den Anblick eines verfürmten Gebirgstales.

Der Doktor hat es mit seiner Karriere ziemlich schwer gehabt. Deutsch geboren, hat er eine stets wachsende Konkurrenz niederkämpfen müssen, bis er beschloß, sich naturalisieren zu lassen. Hätte er es nicht getan: der Krieg, anstatt ihm nur vorübergehend einige anglophile Patienten zu rauben, hätte ihn weggesetzt. Hegermans, dem sein Heimatländchen zu eng gewesen, hat die Sprossen in dieser Militärbureaukratie unbehindert, voll breiten Humors trotz Hitze und verworrenen Innenpolitik, erklettert — Hände in den Hosentaschen, genau so, wie er heute daherkommt.

Rehmerdill setzt sich nicht, sondern nach einer zerstreuten Begrüßung fährt er fort, auf und ab zu wandern. Der Himmel draußen steht grell orangefarben durch das Laub: es schlägt sechs. Die Gäste sind auf neuem gebeten, — die offizielle batavische Besuchszeit. So hat er drei Stunden frei, um sich die Seele mit Hilfe des hereingewehten Freundes zu entlasten; bei

Heyermans, dem guten Zuhörer, kommt es sicher dazu; das ahnt er. Das periodische Fieber ist überwunden; zur Vorsicht nimmt er noch Chinin und hat sich heute sogar ein gewisses Stärkungsmittel gestattet, dem er in letzter Zeit verdächtig häufig unterliegt. Es gehört kein großer Scharfblick dazu, um ihm einen ungewöhnlichen Zustand anzusehen; so schlägt denn auch Heyermans auf die Stuhllehne und spricht: „Gottverdamm mich.“

Rehmerdill macht halt. „Aha“, sagt er mit farbloser Stimme, — „du merkst was.“

„Ich merke bloß, daß du gegen den Strich gelämmt bist — Wo steht Antja?“

„Antja? — Ho, Antja . . . Gratuliere mir. — Ich bin sie los.“

Heyermans macht eine Bewegung, als wolle er aufstehen, und pfeift durch die Zähne. — „Gutwillig?“

„Nun, es gab natürlich ein Theater. — Ich hab' sie einfach in den Schoß ihrer farbigen Familie abgeladen. — Du siehst ja, ich bin kaputt.“

Er blickt etwas schief und lauernd zum Freund hinüber.

„Das ist böse“, murmelt Heyermans. „Warum hast du es ihr nicht langsam, stufenweise, abgewöhnt, mit dir zu leben? So aber, von heute auf morgen . . . Du wirst es auszubaden haben.“

Rehmerdill stellt sich vor ihn hin und sieht ihn aus seinen tieferen Augen an, beide Fäuste gegen die Schläfen gepreßt.

„Roos“, sagt er mit heller Stimme — „was habe ich nicht alles versucht, damit sie meiner satt wird! — Aber es ist phantastisch, welche dicke Haut diese Indos haben! — Ich habe sie, Gott verzeih mir's, en canaille behandelt. Immer hoffte ich und hoffte, sie würde mir den Fehdehandschuh hinwerfen — aber ich muß dir sagen: das ganze Weibsstück besitzt nicht mehr Selbstachtung als ein Risschakuli. Eine andere wäre schon Jahre vorher wegelaufen. Aber diese Antja ist blind . . . Oder will blind sein . . . Also sie bleibt, sie lutscht Pralines, sie sieht ein wenig nach dem Rechten, nach meiner Küche, ja . . . sie sitzt hilflos vor guten Büchern, und schläft ein, wenn man Ansprüche an ihr Hirn stellt. Aus ihrem täglichen Kino, wo sie des Denkens enthoben wird, bringt sie keine Anregung mit. Auch nicht aus dem Badetümpel. An amerikanischen Magazineschmökern findet sie vielleicht noch trübes Gefallen und schwimmt dann unsicher darüber . . . Über dem Modespiegel brütet sie stundenlang . . . jedes Gespräch endet in einer Blamage für meine Hoffnungen. Da kannst du lächeln, jahrelang, und erntest Lava. Das Weib ist stecken geblieben, sag' ich dir . . . Schauerlich ist sie im Rückstand. Seit ihrem neunzehnten Geburtstag hat sie keinen Schritt vorwärtsgemacht, und was mir damals entwicklungsfähig schien und hurtige Intelligenz, war nur Zweck und Schauspielerei. Du hast du den „Labetrunck meiner Seele“, da hast du meine Erholung und Zerstreuung; das ist sie. Und deswegen mußte ich Schluß machen.“

„Vielleicht hast du dich zu wenig mit ihr abgegeben . . .“

„Zwei Jahre lang hab' ich's probiert, weiß Gott, ihr Interessen beizubringen . . . aber sie reagierte nur — mit dem Körper.“ Er lacht tonlos.

„Du warst eben ein Esel“, sagt Heyermans beruhigend. „Es ist schade, daß wir uns damals nicht kannten. Ich hätte mich sonst wohl rechtzeitig mit dem Holzhammer eingefunden und dich aufgeklärt. Du gibst also zu, daß sie verdammt hübsch war und daß du in das Projekt ihrer Familie hauptsächlich deswegen hineingestoipert bist. Jetzt kennst du diese Rasse; spät genug bist du dahintergekommen. Ziemlich schwimmen lassen hast du dich, mein Lieber. Deine Beweggründe in Ehren — aber diese gewalttätige Regulierung, die du arrangiert hast, ist verkehrt. Schließlich hast du sie doch geheiratet.“

„Was blieb mir übrig? Du kennst doch selbst die Konventionen in eurer Krämerkolonie. Aber sie war zu leidenschaftlich. Ich habe immer gebremst.“

„Toll aggressiv, das sind sie ja; da hast du recht. Das verstehe ich.“ Heyermans lacht ein großes ge-

lundes Gelächter. „Die wissen, was sie wollen . . . Deshalb haben sie uns auch die vielen Rudakseier hineingesetzt. Die Kolonie geht noch darüber kaputt, wenn ich und meinesgleichen nicht dauernd dagegenbohren . . . Wir sind hier schon mit allen Nuancen von Braun schattiert. Wenn das nicht anders wird, sind wir in fünfzig Jahren dauernd blamiert und können unseren östlichen Verwandten endgültig das Feld räumen. Schließlich soll dieser schönbestellte Garten kein Mischlingsparadies werden, mit all der Verfahrenheit und moralischen Zersetzung wie in Saigon und Macao . . . Reinlich, zum Teufel, muß das neben einander haufen, Weiß und Braun. Es ist eine Gemeinheit, wie wir uns verzetteln und unsere guten, soliden Pioniernamen bis in die Kampoenng tragen . . . Sein Kiefer schiebt sich vor; seine prächtigen Zähne setzen sich hart aufeinander. „Ich hab' ja nichts gegen das Volk. Gott will es so, wie es ist; und sympathisch ist es mir auch in seiner Art. Aber wir dürfen uns das Heft nicht so schlapp aus der Hand winden lassen, wenn das auch bei achtunddreißig Grad Celsius und hübschen Weibern schwer ist. Die Engländer bringen es fertig, einen Punkt zu machen; warum nicht wir? Das ist keine saubere Sache mehr; das bringt uns in die beliebte schiefe Lage. Wenn unsere Eingeborenen als unverfälschte Patrioten, wenn auch mit drolligen Mitteln, ihre Interessen wahren, so begreife ich sie vollständig; ich hätte auch eine But, wenn man mich enteignet, kontrollierte, mit lächerlichen Taschengeldern abspieße . . . Ich bin aber europäischer Kapitalist, ho, ho, Kulturträger, Eckpfeiler; was soll ich machen gegen mein besseres historisches Selbst . . . Wenn man einen fragwürdigen Indo gegen mich ausspielt, der womöglich auch Heyermans heißt und von der „Heimat an der Schelde“ faselt, dann wehre ich mich.“

„Erstfahrend bist du, Roos . . . Schenst' dir ein. Also ich freue mich, daß ich schließlich in deinem Sinn gehandelt habe. Einen Indo namens Rehmerdill gibt es nicht. Jetzt ist alles in schönster Ordnung.“

(Fortsetzung folgt)

Das Marienglöcklein am Kitafamigawa.

Von Noro Saebenspurth.

Ich wanderte durch das wunderschöne Japan. Der Herbststurm brauste durch die Wälder und riß das letzte Laub von den Bäumen. Ich aber suchte in dem Lande, in dem Wald, in dem Herbststurm nur die Heimat. Mag fremdes Land noch so schön sein, es bleibt doch immer fremdes Land und das Herz sehnt sich nach dem Zuhause.

Man träumt sich beim Wandern so gerne fort von der Fremde. Sucht Stellen in Berg und Tal, die irgendwie einem lieben Vaterlandsflecken ähneln und spinnt sich in Gedanken ein, die einem das Heimweh auf Stunden ertragbar machen. Auf Stunden ertragbar machen.

Möchte so gerne ein Wort hören, das einem jemand zum Grube sagt und das den festen, treuen Klang der Heimatsprache hat. Man lernt die Muttersprache lieben, wie köstliche Musik — wenn sie immer um einen fließt; wenn weiche, singende, dem Ohr fast zu süße Worte eines fremden Volkes in fremden Landen einen umplätschern, in welchen Worten man wohl sprechen, nie aber träumen kann. Nie träumen kann.

Die herbstroten Wälder brannten vor Heimweh. In ihnen rauschte es auf, wie deutsche Choräle. Die Wolken flogen zerpeitscht über den Himmel, flogen westwärts, wie mein Herz. Wie mein Herz.

Ich floh vor der Straße, floh vor den Menschen, die klein und freundlich waren, und floh vor den Ansiedlungen, die im roten Glanze der letzten Herbstsonne standen und in deren Gärten die leuchtendsten Chrysanthemen brannten. Es gab mir alles zu viel Zeugnis von der Fremde, der ich entfliehen wollte, um daheim sein zu können. Daheim sein zu können.

Ich ging gegen Morioko, der freundlichen Stadt in Nord-Sondo. Schon war ich in großem Bogen an den Bergwerksanlagen von Osarifawa vorüber und schritt tatsu der Bai von Sendai zu.

So kam ich an den Kitafamigawa, der sein klares, dunkelstahlblaues Wasser meerwärts führte.

Dorthin trieb es auch mich. Dann wollte ich an der

Rüste stehen, auf der die kleinen Wellen emporstiegen und wieder weit hinausliefen, irgendwohin. Vielleicht in meine Heimat. In meine Heimat.

Noch einen Hügelrücken hatte ich zu übersteigen, als schon die Dämmerung aus dem Boden stieg, an den Bäumen emporkletterte und mich mit dem Schleier des Abends und der Wassernebeln umhüllte. Von fern her bligten Lichter auf. Wie kleine, unerreichbare Sterne blinkten diese Lichter. Friedlich, wie Mütterchens Stubenfenster, an dem es mich immer erwartet hatte. Ach ja — erwartet hatte.

Sehnstüchtige Träume in fremdem Land zaubern Gaukelbilder vor die Sinne. Ich wußte es und darum kämpfte ich gegen den leisen, hauchartigen Klang, der mich wie Kirchturmglöckenschlag begrüßte. Wehrte mich und hörte es doch immer wieder durch den Wald, durch den Sturm, durch das Rauschen des Wassers. Hörte eine Glocke. Hörte aus der Heimat die Glocke.

Wie der Sturm wehte, bald schwoh, bald ebhte, so kamen die Engelsstimmen dieser Glocke an mein Ohr, die meine Vernunft in der Traum bannte und die doch da war, wie sie immer da war, wenn ich vom Wald herunter, dem Elternhause zuschritt, wo mich alle Liebe der Kindheit erwartete.

Unwillkürlich ging ich rascher. Nimmer nach einer Stadt zu, nimmer an eine Bai, die voll fremdländischem Zauber liegt. Ich ging nur mehr dem Glöckchenlauten zu, dem seligen Klang aus der Heimat und der Jugend.

Und dann stand ich plötzlich still.

Als der Weg sich krümmte, lag ein kleiner Ort vor mir. Vier, vielleicht fünf Häuser, die sich in die Gartenfülle und die Dämmerung stellten. Lichter, friedliche Abendlampen, warfen einen rötlich-warmen Schein vor die offenen Fenster, vor denen ein paar Gestalten standen.

Und hier war es, wo ich nimmer träumte, aber doch das Glöcklein hörte. Silberhell klang es durch den Abend, mahnend, betend und voll Frieden.

Dann hörte ich Stimmen, die zusammen sprachen.

Schon wollte ich weggehen, denn jetzt, wo ich so voll Heimatsstimmung und Abendandacht war, hätte ich irgend eine der üblichen Vorlesungen altjapanischer Dichtkunst, wie sie so häufig als Tagesabschluß sind, nicht ertragen können. Aber da trieb just der Wind eine Glocke des Stimmengemurmel her: Mater dei . . . pro nobis . . .

Ich hemmte den Schritt und horchte gespannt: Et in hora . . . tis nostris . . .

„Ich ich mich näher und näher heran.“

Wagionäre, dachte ich, wären es, die hier auf ihrer Wanderschaft Rast gemacht hätten.

Als ich schon ganz nahe war, sah ich die Menschen, die da zum Marienglädchen, das seligstetsberrende Ave Maria beteten: kleine Japaner waren es. Kleine, gelbe Japaner, die mit rührender Andacht die Hände gefaltet hatten, vor einem Bildstock standen, auf dem das Marienglädchen klang und mit zu Herzen gehender Innigkeit den Englischen Gruß sprachen.

Der Sturm brauste wie eine Orgel durch den fahlaubigen Herbstwald, die Kitakamigawa rauschte auf wie ein Mönchschor und rings war das stierliche japanische Land. War noch das stierliche Land.

Aber ich stand schon längst nimmer in der Fremde, stand am Kirchenplatz eines deutschen Dorfes und betete mit den Menschen, die mir nun so vertraut, so brüderlich nahe waren.

Und durch die ostasiatische Dämmerung ging das kleine, ruhende Glädchen, das in seinem Klang allen Trost und alle Zuversicht hatte.

Bim — bam — bim — bam — bim — bam . . .

Das Gebet war zu Ende.

Da begann diese kleine Gemeinde zu singen. Ein einfaches, kunstloses Lied, wie es der tiefe Glaube und das Bestehen dieser Menschenseelen wohlgedacht haben mag, war es.

„Und geht der Tag zur müden Ruh,
Die Schäflein deiner Herde schlafen,
Dann Gott, mein Herr, dann wachst nur du
Du Mutter Gottes, Jungfrau rein,
Du, mit dem Jesukinde,
Läß mich in deinem Herzen sein,
Läß dir mein ganzes Leben weihn,
Damit ich Gnade finde . . .“

Bim — bam — bim — bam — bim — bam . . . ver-
stärkte der Glöckchenklang im letzten Echo.

Einer der Männer zwifte die Saiten seines Kin. Der Ton der Seidensaiten gab dem Gesang einen weichen, kindlich-frommen Untergrund.

Ich aber war daheim. Ich hörte es nimmer, daß diese Menschen da in ihrer Sprache sangen. Mir klang sie plötzlich vertraut und lieb. Seit meiner Kindheit habe ich nimmer so andächtig, so herzweit, so himmelsnahe gebetet

und gesungen, wie damals, als ich aus aller Heimwehssqual heimgefunden hatte.

Als ich ein Stück vertrautes Vaterland im fernen Japan, am baumumrauschten Kit-kamigawa wiedergefunden hatte.

Federmann.

Seitliche Geschichten von Hans Niebau.

Der Wegweiser.

Federmann ging durch den Park. Es regnete. Federmann stolperte. Federmann fiel. Federmann hatte den Weg verloren. Doch wie es sich so traf: Einmal rannte Federmann nicht gegen einen Baum, sondern gegen einen Pfahl. An dem Pfahl hing eine Tafel. Also: ein Wegweiser. Aber die Tafel hing hoch. Federmann kletterte. Bis an das Schild hinauf. Und las: „Früh gestrichen.“ Federmann ging durch den Park.

Die Uhr.

Federmann hatte eine Uhr gekauft. Für zwanzig Mark. Eine schöne silberne Taschenuhr von einem Hausierer. Als er sie in die Tasche steckte, ging sie. Als er sie herauszog, ging sie nicht.

Federmann schüttelte. Die Uhr ging drei Minuten. Dann stand sie. Federmann holte einen Schraubenzieher, öffnete den Deckel, nahm eine Lupe, blies hinein. Die Uhr ging zwei Minuten. Dann stand sie. Federmann holte Maschinöl, schönes, weißes Maschinöl. Die Uhr ging anderthalb Minuten. Dann stand sie.

Federmann fluchte. Dann verkaufte er die Uhr an seinen Freund Müde. Für zehn Mark. —

„Wie ist es mit der Uhr?“ fragte Federmann, als er seinen Freund wiedertraf.

„Ja“, sagte der, „erst blieb sie stehen, dann habe ich sie aufgezogen.“

„Und nun?“ fragte Federmann.

„Nun geht sie.“

Federmann brach zusammen.

Der Dieb.

Niemand traute es Federmann zu. Aber es war doch so: Federmann war ein Läufer. Ein leidenschaftlicher Läufer. Einmal lief er durch die Straßen. Stieß mit seinem Freund Müde zusammen.

„Wohin?“ fragte der.

„Er hat mir die Brieftasche gestohlen!“

„Wer?“

„Der Dieb!“

„Ich sehe keinen!“

„Schon längst überholt“, fluchte Federmann und rannte davon.

Die Austerungsvergiftung.

Alle wußten es: Federmann ah nie Auster. Aber sein Freund Müde, der sein Zubillium im Ratskeller feierte, hatte gewettet, daß Federmann sie doch essen würde. Und so tat er das einzige, was bei Federmann zum Ziele führen konnte: Jeder Gast bekam eine Schüssel Auster, nur Federmann nicht.

Federmann schimpfte. Diese Selbstverständlichkeit gefiel ihm doch nicht. Und so ah Federmann Auster. Erst ein Dükend, dann ein zweites.

Drei Wochen später konnte er das Bett wieder verlassen.

Aus.

Federmann badete. Im Fluß. Das Wasser ging ihm bis unter die Arme. Eine Welle schlug bis zum Kinn. Am Ufer stand ein Mann, der aussah, als wenn er schwimmen könnte. Federmann trat einen Schritt. Da schlug das Wasser über ihm zusammen.

„Hilfe!“ schrie er, „ich habe keinen Grund!“

„Warum schreien Sie denn, wenn Sie keinen Grund haben?“ rief der Mann, der so aussah, als wenn er schwimmen könnte.

Federmann senkte beschämt den Kopf und ertrank.

ÖÖÖ Scherz und Spott ÖÖÖ

Erfolgreiche Kur. „Von morgen ab“, sagte der Arzt zu dem Patienten, „kein Alkohol, kein Tabak, kein Theater, kein Jazz, kein Kino . . .“ — „Aber, was soll ich denn dann tun?“ fragte der Patient bestürzt. — „Sie werden dann genug sparen, um meine letzten beiden Rechnungen zu bezahlen.“

Wurst wieder Wurst. „Ach, würden Sie nicht noch etwas spielen, Herr Professor?“ — „Es ist schon zu spät geworden, ich könnte die Nachbarn stören.“ — „Das schädel denen gar nicht — vorige Woche haben sie unsere Kasse vergiftet.“



Einwintern der Zimmerpflanzen.

(Einige Abhärtungsmaßnahmen.)

Jeder Blumenfreund möchte die Zimmerpflanzen gut durch den Winter bringen. In vielen Fällen wird den Pflanzen aus Unkenntnis eine übergröÙe Zärtlichkeit und Pflege zuteil. Man kann nämlich Pflanzen genau wie Kinder verwöhnen und verweichlichen, ohne daß sie es vertragen. Bei der Überwinterung der Pflanzen muß man genau zwischen Kalthauspflanzen, Temperierarten und Warmhauspflanzen unterscheiden. Wenn man den Kalthauspflanzen ein Übermaß von Wärme angedeihen läßt, so verkümmern sie unter der großen Verweichlichung. Sie können getrost die fallende Temperatur bis auf null Grad, sogar einige Grade unter Null vertragen. Vor großem Frost wird man sie dadurch schützen, daß man sie in die Nähe einer Hauswand bringt oder daß man sie leicht und lose mit Papier oder Zudeckstoff bedeckt. Zu den Kalthauspflanzen gehören eine große Anzahl von Kübelpflanzen, der Oleander, der Lorbeer, die Geranie, die Hortensie und verschiedene Buxarten. Viele Blumenfreunde stehen auf dem Standpunkt, diese Pflanzen bei Beginn der kalten Jahreszeit sofort in den Keller zu bringen. Man tut ihnen damit aber durchaus keinen Gefallen. Denn diese Kalthauspflanzen streben weit mehr nach dem Licht und der Luft als nach der Wärme. Der Keller kann gar nicht so gründlich gelüftet werden, wie die Pflanzen es verlangen. Man wird sich überzeugen, daß sie, ohne Schaden zu nehmen, getrost bis Ende November ohne Hülle und schützende Verpackung im Freien stehen dürfen. Sinkt die Temperatur ungewöhnlich rasch, so beschütze man sie vor einbrechendem Frost, der ja in den letzten Jahren nicht sehr stark war, durch ein Kleid von Papier. Pflanzen, die möglichst lange die frische Luft genossen haben, erstorben im kommenden Frühjahr und Sommer aufs neue. — Man versäume nicht, die Pflanzen entsprechend zu reinigen. Dürre und vertrocknete Blätter soll man entfernen, die Erde muß auf Ungeziefer und Raupen hin untersucht werden. Die Raupen dürfen sich ebensowenig wie das andere Ungeziefer einnisten, da sie an dem Mark der Pflanze zehren. Die Erde wird an den obersten Schichten erneuert. Stellt man die Pflanzen, weil man vielleicht keinen anderen Aufenthaltsort hat, in den Keller, so reinige man sie gleichfalls und besprengte sie von Zeit zu Zeit mäßig mit Wasser. Geranien kann man entlauben lassen; bewahrt man sie im Keller auf, dann dürfen sie nur mäßig gegossen werden. — Temperierpflanzen verlangen eine mäßige Wärme von 6–8 Grad. Zu ihnen gehören die Fuchsien, der Jasmin, Kirschlorbeer, Ficus, Pelargonien, Hyazinthen und Tulpenknollen. Die Tulpenknollen werden im September im Dunkeln eingepflanzt, im Januar in Helle und Wärme gestellt. Diese Temperierpflanzen verlangen Luft und Helligkeit. Läßt man sie im Dunkeln stehen, so verlieren sie an Kraft, sie gehen sogar oft ein. Die Warmhauspflanzen mit mäßiger Temperatur bis zu 10 Grad sind Palmen, die jedoch die Trockenheit nicht gut vertragen können. Sie müssen des öfteren gegossen werden. Ficus, der, wenn er das Grab teurer Entschlafener schmückt, muß ja im Winter im Freien bleiben. Man soll ihn, vornehmlich in den ersten Jahren, gegen Frost schützen, indem man ihn lose mit Tannenzweigen zudeckt, so daß die Wärme durch die Tannenzweige ihm erhalten bleibt. Im Frühjahr und Sommer darauf dankt er die Pflege dadurch, daß er reich wächst und frische grüne Blätter zeigt. — Die Warmhauspflanzen brauchen eine Temperatur von 12–16 Grad, aber sie verlangen die Wärme ganz regelmäßig. Das Zimmer, in dem sie sich während der kalten Jahreszeit befinden, muß des öfteren auf seine Temperatur untersucht werden. Zu den Warmhauspflanzen gehören die jetzt so beliebten Kakteen. Man darf auch die Mühe nicht scheuen, das Zimmer, in dem sich die Warmhauspflanzen befinden, für die Nacht noch einmal aufzuheizen. Die kleine Arbeit macht sich reichlich dadurch bezahlt, daß die Pflanzen gesund und kräftig bleiben. Eine schwierige Frage ist das Lüften des Raumes, der zum Aufenthaltsort der Warmhauspflanzen gewählt worden ist. Dringt die kalte Luft durch das geöffnete Fenster unmittelbar auf die Pflanzen ein, so erkälten sie sich und können leicht sterben. Man entferne sie, wenn man das Zimmer lüftet, will man sie aber nicht so viel herumtragen, so stelle man sie so, daß sie durch eine Tür, es kann ja auch eine Schranktür sein, von der Kälte nichts abbekommen.

Die Pflege der Pflanzen findet ihren reichlichen Lohn in der zukünftigen Frühlings- und Sommerzeit. Die Mühe, die man darauf verwendet, ist auch nicht einmal groß zu nennen. Selbst die vielbeschäftigte Hausfrau wird noch so viel Zeit erübrigen, um den Blumenliebenden die Pflege zu geben, die sie verlangen. Es ist eine Grausamkeit, wenn man Pflanzen überwintern läßt, ohne daß man ihre Ansprüche kennt. Auch die Pflanze leidet. Ergränzender noch ist ihr Leiden, weil es stumm ist.

R. v. Sch.

Die Überwinterung des Gemüses.

Die Erhaltung der im Herbst geernteten Gemüse bedarf unserer ganzen Aufmerksamkeit, um sie ohne nennenswerte Verluste zu überwintern. Zunächst hat die Vergung der Gemüse durchaus keine Eile. Solange noch mildes Wetter herrscht, sei man nicht zu ängstlich und lasse sie unbesorgt auf den Beeten stehen, denn hier sind sie am besten gegen Verluste gesichert, zumal auch leichte Fröste die Dauerhaftigkeit der Gewebe im Winterlager erhöht und das Gemüse erst die richtige Reife, die es gegen Fäulnis schützt erhält. Erst mit Eintritt starken Frostes gehen wir an die Vergung. Für die Einwinterung können verschiedene Wege eingeschlagen werden.

Eine auch schon lange von Gärtnern geübte Methode ist das Einschlagen der Kohlgemüse in flachen Gräben, in die Kohlsorten, mit Ausnahme von Blumenkohl und Kohlrabis, nicht allzu dicht mit den Strünke nach unten eingelegt und mit Erde bis zu zweidrittel bedeckt werden. In einem solchen Einschlag hält sich das Gemüse recht gut mehrere Wochen lang und kann jederzeit leicht geerntet werden. Auch Sellerie kann erfolgreich im Freien überwintert werden. Zu beiden Seiten einer Reihe Pflanzen werden mäßig tiefe Furchen gemacht, in die die vorsichtig ausgehobenen Knollen der anderen Reihe gesetzt werden. Darauf werden die äußeren Reihen angehäufelt, wobei die oberen Blattspitzen freibleiben. An den Seiten wird ein kleiner Erdwall zum Schutze gegen Kälte aufgeworfen. Erst mit eintretendem starken Frost wird das ganze Beet mit Stroh oder Laub bedeckt, das mit Bohnenstangen oder Erbsenreißern, damit es nicht vom Winde verstreut wird, zu beschweren ist. Besondere Aufmerksamkeit ist dem Rande zuzuwenden, damit hier keine Kälte eindringen kann.

Wer über Mistbeetkasten verfügt, kann auch diese zur Überwinterung von Kopfkohl und Wirsing verwenden. Statt der Fenster werden Bretter aufgelegt, und der Schutz gegen Kälte wird noch dieser entsprechend mit einer Lage Laub oder Stroh verstärkt, wobei auch den Seitenwänden des Kastens ein Laub- oder Mistumschlag zu geben ist.

Größere Mengen Gemüse schlägt man vorteilhaft in Erdgruben oder Mieten ein, wie es die Landwirte mit ihren Kartoffeln und Runkelrüben zu tun pflegen. Sie werden 30–40 Zentimeter tief in einer Breite von 80–90 Zentimeter angelegt. Der Boden wird mit Stroh, feinem Reisig, Seidekraut oder Ginster ausgelegt, damit das Gemüse recht trocken zu liegen kommt. Auch die Seitenwände sind mit Stroh zu bekleiden. In diese Grube schichtet man Rot- und Weißkohl — die Strünke werden vorher entfernt — mit Beginn des Frostes in recht trockenem Zustand aufeinander. Dann wird die Grube mit Latten oder Brettern zugebaut, worüber eine Decke Laub oder Stroh, später bei anhaltend stärkerem Frost auch Erde gelagert wird. An milden Tagen ist die Miete zu lüften.

Unter dessen verwende man stets solches Gemüse in der Küche, dessen Dauerhaftigkeit durch seinen Zustand irgendwie gefährdet ist; denn nur das vollkommenste Gemüse übersteht die Winteraufbewahrung gut. Es dürfen daher nicht eingewintert werden Kohlköpfe, die in ihrer Entwicklung nicht fertig sind, also nicht fest schließen oder Faulstellen aufweisen, oder infolge ihrer Überreife verfaulen sind. Ebenso sind geplante Kohlrabis und Gelberüben (Möhren), die beim Ausmachen verlegt wurden, aufgerissen und von Würmern zerfressen sind, von der Überwinterung auszuschließen, da sie bald der Fäulnis verfallen. Das gleiche gilt auch für die Kartoffeln, bei denen man schon auf dem Felde eine Auslese der verletzten und angefaulten Knollen bewerkstelligen sollte.